

Zeitschrift: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 46 (1906)
Heft: 46

Artikel: Eine dem Untergang entgegengehende Kultur
Autor: Thalmann, J.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-585666>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine dem Untergang entgegengehende Kultur.*)

Von J. H. Thalmann in Frauenfeld.

Mit Abbildungen von landwirtschaftlichen Geräten.

In der im vorjährigen Vereinsheft zum Abdruck gelangten Abhandlung über das Landleben im Thurgau während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde unter anderm auch die landläufige Beschäftigung des Spinnens und Webens erwähnt. Da diese beiden Arbeiten damals noch, besonders aber in noch früherer Zeit, für das Volksleben, zumal das Leben des Landvolks, von sehr wichtiger Bedeutung waren so scheint es mir am Platze zu sein, auf dieselben hier noch näher einzugehen: kann man ihnen doch auch in historischer Beziehung einen bedeutenden Wert nicht aberkennen. Dabei handelt es sich hier einzig und allein um das Pflanzen, Spinnen und Weben von Flachs und Hanf, diesen beiden so tief in die Ökonomie des Landvolks eingreifenden Kulturpflanzen. Alles andre Spinnen und Weben, z. B. von Baumwolle, Wolle, Seide ic. fällt hier außer Betracht. Um aber das Ganze übersichtlicher und zugleich chronologisch geordneter zu machen, ist es notwendig, die Arbeit in mehrere Abschnitte zu zergliedern. Es folgt daher zunächst:

1. Über den Ursprung des Anbaus von Hanf und Flachs.

Es war unbedingt eine äußerst bedeutsame Entdeckung, als man vor uralten Zeiten darauf kam, daß in, bezw. unter, der Haut einiger Pflanzen sich ein zäher Faserstoff befindet, den man zu Fäden gestalten könne. Diese Entdeckung war für die Fortentwicklung des Menschengeschlechtes von hervor-

*) Mit Anmerkungen von der Redaktion.

ragender Bedeutung. Wir sehen das an den Völkern, die heute noch keine oder nur ungenügende Kenntnis davon haben. Diese gehen nicht blos noch völlig nackt oder bedecken sich teilweise mit Baumblättern, Vogelfedern, Tierfellen &c., sondern sie stehen überhaupt in der Kultur, in Gesittung, Lebensweise, Bildung tief unter uns. Vieles mag freilich auch das Klima der von ihnen bewohnten Länder dazu beitragen, daß diese Menschen kein oder nur ein geringes Bedürfnis haben, sich regelrecht zu bekleiden, wie anderseits gerade das kältere Klima die Leute dazu führte, sich nach Stoffen umzusehen, die sie vor der Kälte schützen und zugleich ein etwas besseres Aussehen möglich machen als Tierfelle. Sogar die Natur gab die Wegleitung dazu. Hanf und Flachs sind Pflanzen, die ausschließlich in der gemäßigten Zone vorkommen. Auch bei der Baumwolle ist es teilweise so, während der Bast der Kokospalme in den heißen Erdstrichen zu Matten &c. geflochten wird.

Es ist mir leider nicht bekannt, welche Länder die eigentliche Heimat von Hanf und Flachs waren.¹⁾ Sicher aber ist, daß diese nur durch Anbau und Pflege zu der hohen Bedeutung gekommen sind, die sie Jahrhunderte lang hatten²⁾

¹⁾ Der gelehrte Livländer Victor Hahn handelt davon in seinem schönen Buche: „Kulturpflanzen und Haustiere“, 2. Aufl., Berlin 1874, S. 142—167. Vgl.: Hoops, „Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum.“ Straßburg 1905.

²⁾ Von den Germanen, unsren Vorfahren, sagt zwar Tacitus in der „Germania“ c. 17 nicht direkt, daß sie Hanf und Flachs selbst pflanzten; er berichtet lediglich, daß die Weiber derselben eine nach Stoff und Beschaffenheit im allgemeinen gleiche Tracht wie die Männer trugen; nur fügt er hinzu, daß die Weiber häufiger sich in linnene Überwürfe oder Umläufe hüllten (sæpius lineis amictibus velantur) und dieselben mit Rot verzierten; c. 25 erwähnt er, daß die Leibeigenen ihren Herren gewobenen Beug (vestis) als Grundzins abliefern mußten. Plinius in seiner Naturgeschichte, Buch 19, c. 2, führt an, daß bei den überrheinischen

und die sie erst, wenigstens in unsrer Gegend, gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts verloren haben, wo sie durch Baumwolle, Wolle und Seide verdrängt wurden. Was speziell den Thurgau betrifft, so hatte hier der Hanf eine größere Bedeutung als der Flachs; dem entsprechend wurde er auch häufiger angebaut. Flachs baute man vornehmlich im obern Thurgau, in der Gegend von Arbon, Amrisweil, Bischofszell u. c., während im mittlern und untern Thurgau und am See fast ausschließlich Hanf gepflanzt wurde. Im hintern Thurgau freilich kamen beide Pflanzungen nur einzeln vor. Daß der Anbau von Hanf und Flachs ins ferne Altertum zurückversezt werden muß, geht daraus hervor, daß das Spinnen und Weben derselben schon den alten Ägyptern, Griechen und Römern bekannt war und von ihnen fleißig geübt wurde. Wir kommen nun

2. zum Zurüsten des Bodens und zur Aussaat des Samens.

Hanf und Flachs bedurfsten einen tiefgründigen, humusreichen, nicht zu kalten (nassen) und nicht zu trocknen (steinigen)

Feinden Roms (den Germanen) die Weiber keinen schöneren Kleiderstoff kannten als Linnen, und daß sie das Weben desselben in Räumen unter der Erde besorgten. Soll man nun annehmen, daß die Landleute damals den Rohstoff, das Garn oder das Verg oder gar den Hanf und Flachs, vom Auslande bezogen und daheim verarbeiteten? Eine solche Annahme wäre widersinnig. Ackerbauer auf der Stufe, wie sie die Germanen einnahmen, beschaffen sich die Rohstoffe zur Kleidung selbst. Auch die Wörter, die sich auf Linnenbereitung beziehen, sind uralt und zum Teil gemein-germanisch: Hanf, Flachs, lüchə, bōkə, rōk, rœzə (frz. rouir), Breche, Bleuel, aglə, schwingen, dechsen, Heschel, rībi, rīsta, tockətə, Kloben, Knocke, Verg, Hede, chūdər, risseln, spinnen, Spindel, Wirtel, Spinnrocken, Wocken, Kunkel, Garn, Faden, Zwirn, Drat, Spule, Haspel, Strang, Strähn, weben, Wupp, Wifling, Bettel, Scherrahme, schlichten, Zwilch, Drilch, Tuch, Laken, Watmal, Loden, nähen, Nadel, büəzə, Scheere, lismə, stricken, sticken u. s. w.

Boden. Wenn immer möglich, so wählte man dazu ein Stück Land in der Nähe des Wohnhauses. In größern Dorfschaften, wo das nicht immer möglich war, wurden dazu in der Nähe der Ortschaft liegende, mehr oder weniger zusammenhängende, geeignete Feldstücke bestimmt, die alsdann den Sammelnamen „in den Hansäckern“ (oder haufpüntə) erhielten. Hansäcker und Hansbeunde wurde aber auch das einzelne Stück Land genannt, auf welchem Hanf oder Flachs gepflanzt wurde.

Die Hansbeunde mußte fleißig gedüngt werden, wosfern man schönen hohen Hanf oder Flachs erzielen wollte, mindestens je das zweite Jahr mit gutem Stallmist im Herbst oder Frühjahr, und dazu noch ein- oder mehrmals mit guter güllə. Es kam auch sehr viel auf die Mischung des Erdreichs an; es gab Ortschaften, die besonders gut zum Anbau von Hanf und Flachs sich eigneten. Ebenfalls mußte der Acker fleißig von Unkraut gereinigt werden, da der Same nur im sauberen Boden gut keimte. Wenn immer möglich wurde daher der Acker schon im Herbst umgepflügt (s. Taf. I, Fig. 1) oder noch besser umgegraben und dann im Frühjahr noch einmal. Nach dem Umpflügen oder Umgraben im Frühling mußte man die Furchen oder Schollen mit der Hacke (Haue) zerschlagen. War der Boden nicht stark bindig (also mürbe), so genügte auch das Eggen; jedenfalls mußten vor dem Säen alle Schollen zerschlagen sein. Ungefähr zu Mitte oder Ende Aprils, in späten Jahrgängen auch erst anfangs Mai, wurde der Same gesät. Er mußte ziemlich dicht gesät werden, damit die Stengel nahe beisammen aufwuchsen und nicht grob wurden. Allzudichte Saat war aber unzweckmäßig, da alsdann die Stengel zu dünn blieben und vom Sturm oder Regen umgelegt wurden. Nach dem Säen wurde der Acker mit einer leichten Egge geeggt. Die meisten Leute hatten dazu besonders leichte Eggen, die man eben deswegen Hanfeggen

nannte. Wer keine solche hatte, half sich damit, daß er die gewöhnliche Ackerregge umdrehte, also rückwärts laufend benutzte, wodurch das Tiefgehen der Zähne verhindert wurde. Weder Flachs- noch Hanfsamen durften tief in den Boden kommen, wenn sie auswachsen sollten. Wie bei jeder Saat, so kam es auch bei Hanf und Flachs auf die Beschaffenheit des Samens an. Kräftiger, vollausgereifter und gut aufbewahrter Same war keimkräftiger und ergab bessere Pflanzen als schlechter; deshalb hatten viele Landfrauen ihre besondern Samenbezugsorte. So war im mittlern Thurgau Amlikon ein beliebter Bezugsort und viele Frauen der Umgebung glaubten, nur dann schönen Hanf (hauf in der Mundart) zu bekommen, wenn sie den Samen von dort erhielten. Es mag etwas Wahres daran gewesen sein. Vielleicht behandelten die Frauen von Amlikon den Samenhanf sorgfältiger; vielleicht half auch der Boden mit; auf jeden Fall aber kam es in der Hauptsache auf den eigenen Acker an. So meinte denn auch eine besonders ehrliche dieser Samenlieferantinnen: „Ja, frau, s'wär scho recht, abər ir söttid halt s'äggärli au no grad dərzuə hâ!“ Sehr viel hieng nach der Aussaat auch vom Wetter ab. Allzu trockenes oder allzu nasses Wetter verhinderte das Keimen und machte, daß viel Samen ganz zurückblieb; dieselbe Wirkung hatte auch starker Platzregen. Am zuträglichsten war mäßig warme Witterung bisweilen mit Regen. Sorgsame Hausfrauen gingen daher oft nachzusehen, wie der Hanf oder Flachs hervorkomme. Waren Boden und Witterung günstig, so wurden die Hanfstengel etwa in zwei oder drei Monaten einen bis anderthalb Meter hoch. Der Flachs brachte es selten über eine Elle. Aus all dem ergiebt sich, daß Hanf und Flachs im Anbau ziemlich schwierige Pflanzen waren. Diejenigen Hanfpflanzen, die man zur Samengewinnung benützen wollte, wurden entweder an andern Orten angesäet, sehr oft in Kartoffeläckern zwischen

den Kartoffelstöcken, oder man ließ an den Rändern des Hanfackers eine Anzahl geeignete Stengel stehen. Der Hanf ist zweigeschlechtig, d. h. es gibt männliche und weibliche Pflanzen.³⁾ Die männlichen, der Fimmel, endigen oben in eine Spitze mit vielen zarten Seitenästchen; die weiblichen dagegen sind oben buschig abgerundet. Zur Reifezeit bildet sich an den männlichen Stengeln eine Menge gelblicher Blütenstaub, der bei leichtem Schütteln durch den Wind (auch durch Vögel) abfällt und die in der Nähe stehenden weiblichen Pflanzen befruchtet. Die weiblichen Pflanzen tragen, versteckt zwischen zarte Blätterbüschel, unscheinbare weiße Blüten. Ihrer verschiedenen Gestaltung wegen können die männlichen und die weiblichen Pflanzen gut unterschieden werden. Ende Septembers oder Anfang Oktobers wird der Hanfsame reif. Um augenscheinlichsten zeigen das die Meisen (Spiegelmeisen, Kohlmeisen [chölörli], Blaumeisen, etwa auch die Spatzen), die dann in ganzen Scharen an den Samenstöcken herumhangen und fleißig picken. Der Hanfsame ist ja ihre Lieblingsspeise; darum sagt man allgemein: sie lassen sichs wohlsein (oder sie singen) wie die Vögel im Hanfsamen. Wollte daher die Eigentümerin damals nicht allen Samen diesen ungebetenen Gästen überlassen, so mußte sie mit den Stöcken abfahren. Die abgeschnittenen Samenstücke wurden dann etwa der Scheunenwand entlang noch zwei oder drei Tage an die Sonne gestellt — der Fimmel war früher schon ausgerissen worden — und dann in einem leeren Salzfäß oder in einem Zuber ausgeklopft. Den so gewonnenen Samen säuberte man sorgfältig zunächst von allen Blatteilen und siebte ihn sodann mit einem geeigneten Siebe, wodurch alle unentwickelten, nicht keimfähigen Samen ausgeschieden wurden.

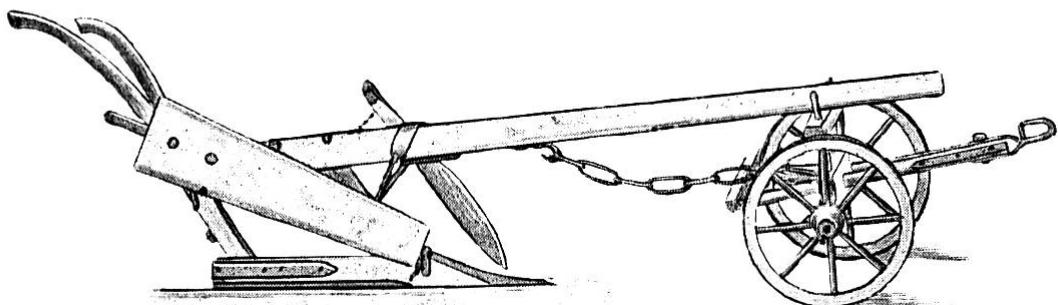
³⁾ Aber die lateinischen Benennungen sind verkehrt. Was wir sonst nennen ist männlicher Hanf; was dagegen mäschel oder mäschæ heißt, ist weiblicher Hanf. S. Hest 45, S. 88, note.

Ganz anders war es beim Flachs. Der Flachs ist ein geschlechtig, d. h. die weiblichen und männlichen Blütenteile befinden sich am nämlichen Stengel. Die Blüte hat eine lieblichblaue Farbe; darum macht ein blühender Flachsacker einen recht angenehmen Eindruck.⁴⁾ Aus dieser Blüte entsteht dann ein etwas über erbsengroßer plattrunder Bollen, in welchem sich zahlreiche, in der Reife dunkelbraune platte Samen bilden. Es ist daher beim Flachsbau nicht nötig, besondere Samenstöcke stehen zu lassen, da jeder Stengel seinen Samenkopf trägt. Der Flachssame reift früher als der Hanfsame, schon im Juli; doch wurde dazumal der Mehrteil des Flachses vor der Samenreife ausgezogen, weil der noch nicht ganz reife Bast feiner und besser war als der reife. Bis zur Samenreife wurde daher nur ein kleinerer Teil stehen gelassen. Die reifen Samenbollen wurden durch die

⁴⁾ Aber auch einen sinnverwirrenden und täuschenden, wie uns Paulus diaconus 1,20 eine Geschichte davon erzählt. Als in der Völkerwanderung die Heruler von den Langobarden besiegt wurden, zerstreuten sie sich dahin und dorthin, so sehr waltete Gottes Zorn über sie; denn als die Fliehenden blühende Flachselder vor sich sahen, meinten sie vor einem schwimmabaren Wasser zu stehen, breiteten daher die Arme aus, in der Meinung zu schwimmen und wurden grausam von der Feinde Schwert niedergehauen. Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 393. Uhlands Werke von Holthof, S. 337 a. Diese Geschichte sieht schon mehr wie ein Schwabenstreich in den Sieben Schwaben aus. — Ein Märchen erzählt Folgendes: Ein Hochzeitszug gieng über das Feld nach dem Ort, wo die Kirche stand. Auf einmal kamen sie an einen stark angeschwollenen Bach, und war keine Brücke und kein Steg, darüber zu gehn. Da war die Braut flink, hob ihre Kleider auf und wollte durchwaten. Wie sie nun eben im Wasser so steht, ruft ein Mann neben ihr ganz spöttisch: „Ei, wo hast du deine Augen, daß du das für ein Wasser hältst?“ Da giengen ihr die Augen auf, und sie sah, daß sie mit ihren aufgehobenen Kleidern mitten in einem blaUBLÜHENDEN Flachsfeld stand. Brüder Grimm, Märchen Nr. 149.

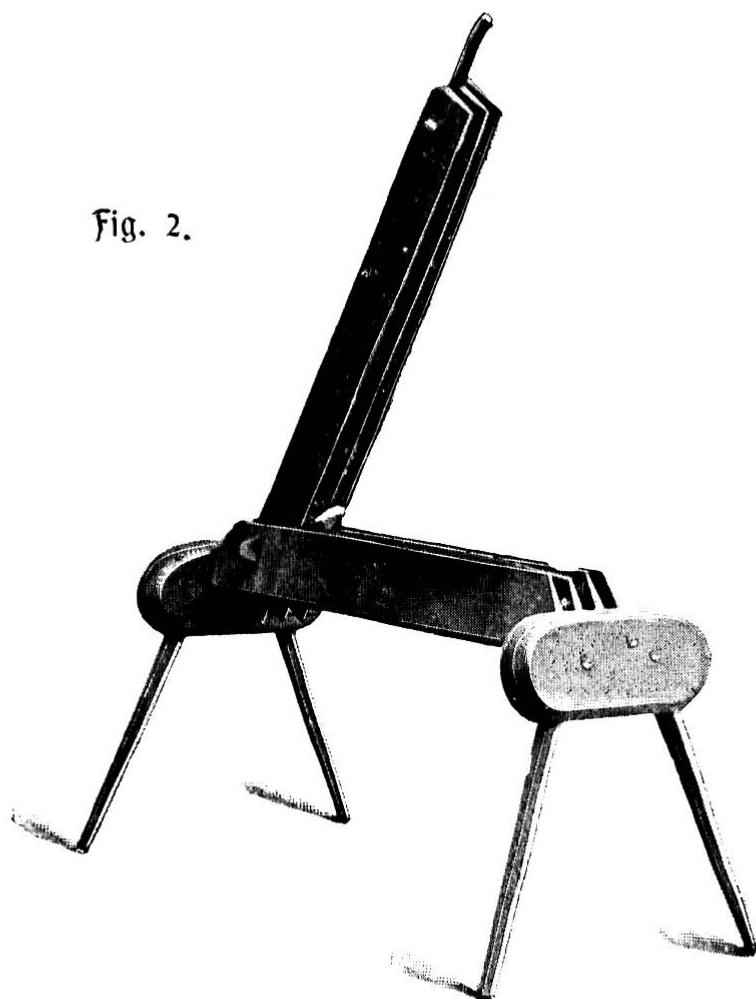
Tafel I.

Fig. 1.



Alter Hargauer Pflug aus Holz mit ausgehobener Riester. (Seite 45.)

Fig. 2.



Rätsche. (Seite 54.)

Hanfhechel von den Stengeln abgezogen und dann leicht gedroschen.

Sowohl aus Hanfsamen als aus Flachssamen wurde früher Öl gewonnen, das man im Haushalt verwendete. Flachssame diente überdies zu Heilzwecken, besonders bei den sogenannten Hausmitteln, die oft überraschende Ergebnisse erzielten.

3. Ernte und vorbereitende Behandlung.

Wenn der Fimmel beim Schütteln stäubte, so hielt man den Hanf für erntereif. Beim Flachs war das der Fall, wenn die Samenbollen braun zu werden anfingen. Beides geschah ungefähr zur Zeit der Getreideernte, also Mitte oder Ende Julis, auch oft erst anfangs August. Es hing eben viel von dem Wärmezustand des Vorsommers ab. Die nächste Arbeit bestand im Ausziehen (lüchə). Das Ausziehen des Hanfes und Flachses war ausschließlich Weiberarbeit. Nur wenn die Weibsleute durch andre dringendere Arbeiten, etwa in den Weinbergen, in Anspruch genommen waren, während indes Männer zwischen Heu- und Getreideernte nicht gerade viel zu tun hatten, so half zuweilen auch der Mann. Beim Ausziehen schlug die Person, wenn sie eine Handvoll Hanfstengel ausgerissen hatte, die an den Wurzeln haftende Erde an ihrem vorgestellten Schuh ab und legte dann die Handvoll hinter sich an kleine Häufchen. Die Häufchen wurden, wenn der ganze Acker ausgerauft war, zu größern zusammengelegt, und diese wurden nun mit zarten Weidenbändern fest zusammengebunden. Waren die Hanfstengel besonders lang, so wurden sie an zwei Stellen gebunden, um das Brechen derselben zu verhindern. Beim Flachs genügte einmaliges Binden, weil dieser nie so lang wurde. Die so zusammengebundenen garbenförmigen Bünde (bôßə) wurden hierauf zum Zwecke des Rözens (rœzə) in die Hanfroße, d. h.

also ins Wasser eingelegt.⁵⁾ Die Hanfsroße bestand aus einem besonders zu diesem Zwecke gegrabenen Wassersammler, welcher genügend lang und breit war, so daß der Hanf zwangslos hineingelegt werden konnte. Wenn immer möglich wurden die Rößen in der Nähe eines Wasserlaufs (Grabens oder Bachs) erstellt, weil die Erfahrung es als durchaus notwendig ergab, daß die Hanfstengel während des Rözens ununterbrochen vom Wasser bedeckt waren. Damit das noch mehr gesichert wäre, wurden über die eingelegten Gebünde (bôßə) einige mit großen Steinen beschwerte Bretter gelegt, um das Aufwärtssteigen derselben zu verhindern. Gebünde, die nicht vom Wasser bedeckt waren, verdarben. Es mußte daher immer wieder nachgesehen werden, ob noch genügend Wasser in der Roße vorhanden sei. Sehr selten, oder fast nie, wurden Hanfsroßen in der Nähe der Häuser gegraben, weil sich durch das Faulen der Hanf- und Flachsblätter ein starker fauliger Gestank entwickelte, der die Bewohner sehr belästigte. Mitunter wurden die Gebünde auch in einen Bach eingelegt, wenn ein solcher in der Nähe floß, freilich zum großen Ärger der Fischliebhaber, da die Fische in dem stinkenden Wasser schlecht wurden, ja sogar starben, falls sie nicht fliehen konnten.

Der Hanf oder Flachs blieb je nach dem Wärmemaß der Luft 10 bis 14 Tage im Wasser liegen, bei kühlem Wetter noch länger, d. h. so lange, bis sich der Bast beim Brechen der Stengel leicht davon ablöste. War das der Fall, so wurden die Gebünde aus dem Wasser genommen, mit dem Stoßkarren auf eine trockene, sonnige Wiese in der Nähe gebracht, dort aufgelöst und in langen dünnen Reihen ausgebreitet, um von Sonne und Regen noch völlig gar gemacht zu werden.

⁵⁾ Über das alberne ins Hochdeutsche eingeschmuggelte Zeitwort „rösten“ (für rözen), s. voriges Heft, S. 88, Anmerk. 29.

Bisweilen wurden die Gebünde nicht eingelegt, sondern geradezu vom Hanfacker auf die Wiese gebracht und dort in gleicher Weise ausgebreitet. Das war die trockene Röze; die war jedoch nicht beliebt, weil der Bast dadurch eine dunkle, fast schwarze Farbe erhielt und somit nicht zu allen Geweben verwendet werden konnte. Diese trockene Röze nahm auch bedeutend längere Zeit in Anspruch.

War der ausgebreitete Hanf oder Flachs nach etwa weiteren 14 Tagen trocken, im Stengel brüchig, so wurden garbengroße Büschel daraus gemacht, diese nach Hause gebracht und unter Dach (Scheune, Holzschopf u. c.) bis Ende August oder anfangs September aufbewahrt. Trat dann warmes, trockenes Wetter ein, so wurde mit dem Brechen begonnen.

4. Brechen, Rätschen, Schlagen, Reiben und Hecheln des Bastes.

Zum Brechen (tolpə) war warmes Wetter durchaus notwendig, weil die holzigen Stengel trocken (reusch, rœsch) sein mussten. Blieb das warme Wetter aus, so behalf man sich bisweilen mit künstlicher Darre. Man heizte den Backofen und legte die Stengel in den geheizten Ofen. Das war aber ein äußerst gefährliches Unterfangen; denn diese entzündeten sich sehr leicht, brannten mit großer Flamme, und nicht selten entzündeten die Flammen das Haus. So brannte 1458 Bürglen, das damals noch ein mit Ringmauern umgebenes Städtchen und schon zweimal, nämlich 1405, von den Appenzellern in Asche gelegt war, infolge Hanfdörrens vollständig ab und blieb von da ab ein Dorf.⁶⁾ Andre wieder dörrten den Hanf über dem Feuer im Freien, was nicht viel

⁶⁾ Pupikofer, Der Kt. Thurgau, S. 252: „Durch Unvorsichtigkeit der Flachsbrecherinnen.“ Tschudi sagt II, 587 b, nur: „Anno 1458 Montags nach St. Margrethen=Tag (also 17. Juli) do verbronn das Stettli Bürglen im Turgöw ze Grund hinweg.“

weniger gefährlich war. Am geeignesten erwies sich die richtige Sommerwitterung. Traf diese ein, so wurde der zu brechende Hanf oder Flachs schon am Vormittag an der Sonnenseite des Hauses oder der Scheune in dünnen Reihen aufgestellt und da bis nach dem Mittagessen den Strahlen der Sonne überlassen. Alsdann wurde derselbe zunächst in kleinern Partien gestampft. Dazu benutzte man schwere kegel-förmige, an etwa meterlangen Stielen befestigte Holzflöze, die so lange auf und ab gestoßen wurden bis die Stengel platt gedrückt waren. Erst so bekam die Tolperin sie in die Hand. Die Hansbreche (tolpø) war ein zweiteiliges Gerät, im Kleinen vergleichbar mit einem Taschenmesser, das man auf- und zuflappen kann. Der untere Teil bestand aus zwei oben abgeschweiften, auf vier etwa 80 Zentimeter hohen, schräg auswärtsstehenden Füßen ruhenden Holzflözen. Die beiden Holzflöze waren sodann mit einander durch zwei nebeneinanderliegende, scharfkantige Blattrippen von etwa Meterlänge verbunden. Der obere Teil bestand ebenfalls aus zwei Blattrippen, die aber genau neben die zwei untern paßten. Am einen Ende dieses Teils war eine Handhabe; das entgegengesetzte andre Ende wurde mit einem Holzbolzen so mit dem untern Teil verbunden, daß der obere Teil leicht auf und ab bewegt werden konnte. Das Ganze bestand gewöhnlich aus Buchenholz, das durch den Gebrauch glatt und fast messerscharf wurde.⁷⁾ Brachte man eine Hand voll

⁷⁾ Das Wort Breche ist alt; aber die Wörterbücher sind karg in der Auskunft; es lohnt sich indessen, den Benennungen des Geräts nachzugehen. Graff 3, 267 f. kennt mürbrécha (Mauerbrecher, Widder), nuzbrécha (Nusznacker), steinbrécha Steinbrech, aber unsre Breche nicht; hingegen Steinmeyer, Ahd. Glossen III. 358, 55 préche cramula, Sumerlaten 4, 15. 50, 65. Mhd. bréche, hanefbréche, fractina fraxina, und bréchen fraccinare. Niederdt. zum Teil mit langem Stammvokal bréke brâke, brechen, Diesenbach S. 290; bremisch brâke, westfäl. brâken (in Rheda brake),

Hanf- oder Flachsstengel quer auf den untern Teil, drückte oder vielmehr schlug man dann den vorher in die Höhe gehobenen obern Teil darauf, so brachen die innern holzigen Stengelteile und fielen in kleinern Stücken zwischen den Tolpensüßen zu Boden, als sogenannte Grannen (aglə). Nun schlug man den obern Teil der Breche so lange auf und ab, bis fast alle holzigen Teile aus der Hand voll Hanf entfernt waren und nur noch der Bast (ristə) in der Hand der tolperi blieb. So wurde fortgefahren, bis der ganze vorhandene Vorrat gereinigt war. Das Brechen war an sich schon eine recht mühsame Arbeit; sie wurde aber noch mühsamer, weil sie nur bei heißem Wetter vorgenommen werden konnte. Gleichwohl waren die Weiber und Mädchen vergnügt dabei und achteten die vielen Schweißtropfen wenig, die ihnen dabei von Stirne und Wange perlten; denn sie sahen im Geiste

götting. bräken, preuß. bräke. Ebenso schwed. braoka, plur. braokar. Engl. brake, hempbrake, Verbum to brake. Ist vermutlich schon altnordisch und angelsächsisch gewesen. Das Wort ist früh ins Französische übergegangen: la broye, broyoire, brie, brechen, broyer, auch le brisoir von briser. Im Thurgau heißt das Gerät tolpa, daher das Verbum tolpa. Stalder hat 1, 326 dülpen tulpēn prügeln, schlagen, ebenso Victorius 411 abtulpēn, ertulpēn, westfäl. dolwe, Bb. dölwen. Mone Urgesch. 1, 39 bringt aus dem Badischen die Wörter blaul (daher Bleuelhausen) und dulfe (wahrscheinlich aus der Pfalz, s. Autenrieth S. 37). Französische Wörter sind ferner: la machacoire, la macque, die Breche; macquer le chanvre, Hanf brechen; les mâchoires, die Zähne der Hansbreche; écang, m., das bewegliche Blatt in der Breche; écanguer Hanf- oder Flachs brechen; une ribe, eine Breche. Die obern Blätter müssen sich in die untern fügen (s'emboîter). Die Breche war ein privilegierter Bestandteil des Frauenguts, also der „Gerade“: Grimm II. 581. Vor dem Brechen mußten auch die franz. Bäuerinnen den Hanf dörren, hâler; das geschah im hâloir (espèce de fourneau ou de fosse, au-dessus duquel on expos le chanvre à l'action du feu, pour le hâler).

bereits das Stück Tuch, das daraus gewoben werden, und berechneten schon, wie viele Hemdenstücke, Leintücher u. c. daraus gemacht werden konnten.

Fast ganz so wie die Breche war die Rätsche (Taf. I, Fig. 2), nur mit dem Unterschied, daß bei dieser drei statt zwei Blattrippen vorhanden waren und diese somit näher aneinander lagen. Die Rätsche wurde daher meistens dazu gebraucht, die letzten Agelnresten aus dem Bast zu entfernen. Andre wieder benützten sie auch gleich zum Brechen statt der Tolpe. Die Ageln wurden gewöhnlich zum Gaudium der Kinder auf einem nahen Grundstück verbrannt. Anstatt der Rätsche bediente man sich hie und da der Schwinge. Es war das ein in starkem Fußloß befestigter, fast mannshoher und oben scheibenartig auslaufender Stock. Auf diese Scheibe wurde mit der einen Hand ein Büschel Hansbast gelegt und mit der andern Hand eine Schwinge (flaches, etwa ellenlanges Holzstück) darüber geschlagen. Es halte das den Zweck, die noch zurückgebliebenen Agelnstücke wegzuschaffen.

War durch Brechen, Rätschen, Schwingen der Bast von allen oder doch fast allen Holzteilen gesäubert, so ward er in die Reibmühle (rībi) gebracht. Die Reibe fand sich fast immer in einem zu einer Getreidemühle gehörenden kleinen Nebengebäude, das indessen seiner Feuergefährlichkeit wegen selten sich in der Nähe der eigentlichen Mühle befand. Es geschah nämlich nicht gar selten, daß beim Reiben infolge der Reibung Feuer entstand und daß sich dieses sehr schnell auch dem Gebäude mitteilte. Die eigentliche Reibe war ein rundes, einige Meter im Durchmesser haltendes Stein- oder Holzbett, mit etwas aufstehendem Rande. In der Mitte dieses Bettes befand sich ein aufrechtstehender Wendelbaum, an dem oben ein Zahnrad befestigt war. In dieses Zahnrad paßte ein zweites, das entweder unmittelbar oder durch Transmission mit einem außen am Gebäude befindlichen

Wasserrad in Verbindung stand. Am untern Teile des Wendelbaums war ein schwerer runder, gegen den Baum konisch verlaufender Stein befestigt, der genau das Stein- oder Holzbett streifte und zwar bis nahe an den äußern Rand. Setzte man das Wasserrad in Gang, so drehte sich die horizontale Stange mit dem Zahnrad; dieses griff in das Rad am Wendelbaum und brachte dieses und den Wendelbaum samt dem Reibstein in drehende Bewegung; letzterer ging über das vorher im Reibbett verlegte Werg weg, zerdrückte die letzten Agelnreste und machte das Werg geschmeidiger. Die Eigentümerin des Werges (manchmal tat es auch die Müllerin um den Lohn) hatte die Aufgabe, das Werg öfter zu fehren, den untern Teil desselben nach oben, den innern nach außen zu legen. Das war, namentlich dann, wenn der Stein rasch herumgieng, eine recht gefährliche Arbeit, und manche Frau büßte dabei eine kleine Unvorsichtigkeit mit dem Verluste einer Hand oder dem Zerdrücken von ein paar Fingern. Die meisten zogen es daher vor, der Müllerin lieber den Reibelohn zu bezahlen und diese die Arbeit machen zu lassen. Es war auch eine ungesunde Arbeit; denn es staubte dabei ganz gewaltig, so daß die Reiberin bei beendigter Arbeit wie gepudert aussah. Auch war es, wie vorbemerkt, insofern eine gefährliche Arbeit, daß, wenn der Stein in zu rasches Rollen geriet, sehr oft an gewissen Stellen durch Reibung Feuer entstand.

Auf das Reiben folgte als letzte vorbereitende Hantierung das *Hecheln*. Die Hechel bestand aus einem etwa ellenlangen harthölzernen Brett, in dessen Mitte nahe beisammen im Kreise stehende etwa drei Zoll lange, oben scharf zugespitzte Eisenspitzen (Zähne) in großer Anzahl sich befanden. Dieses Brett wurde irgendwo befestigt, und das Werg wurde so lange durch diesen Eisenkamm gezogen, bis alle kurzen Fasern (chûdér) daraus entfernt waren und nur das lang-

fädige, eigentliche Werg (wêrch) in der Hand der Hechlerin blieb. Dieses Werg flocht man gewöhnlich in große Zöpfe (tôckætæ) und versorgte diese vorderhand in einem Trog, deren es damals in jedem Hause einen oder mehrere gab. Die Hede (chûdær) rollte man zum Aufbewahren in etwa fußlange, lockere, walzenförmige Rollen, die man chûdærballæ nannte.

Erst wenn alle diese vorbereitenden Arbeiten vollendet waren, konnte man mit dem Spinnen anfangen, was in der Regel so um Martini herum der Fall war, d. h. nach Beendigung der Herbstarbeiten.

s. Das Spinnen.

Als einmal die Entdeckung gemacht war, daß sich aus Hanf und Flachs zähe, dauerhafte Fasern gewinnen ließen, lag es nahe, diese Entdeckung auszunutzen und sie der Kultur dienstbar zu machen. Das führte zur Erfindung des Spinnens, das in der Tat schon in uralten Zeiten bekannt und geübt wurde. Schon die alten Griechen und Römer verstanden zu spinnen. In den mittlern Zeiten wurde dieses Hausschäft so allgemein geübt, daß sogar die Männer, wenn sie nicht in den Krieg oder auf die Jagd gezogen waren, daheim spannen. Nach und nach spannen von den Männern nur noch Knechte oder Leibeigene, und das Spinnen wurde eine ausschließliche Weiberarbeit. Doch auch jetzt noch wurde überall gesponnen, auf den Burgen der Adeligen so gut wie in den Bauernstuben, im königlichen Palast wie in der Hütte des Taglöhners. Ein bekanntes Sprichwort heißt ja: „Es ist nicht mehr die gute alte Zeit, da Königin Bertha spann.“

Als auf der Landschaft bekannt wurde, daß auch aus andern Stoffen, aus Wolle, Baumwolle u. a. Garn gesponnen werden könne, ging das Hanf- und Flachsspinnen mehr und mehr zurück, aus dem einfachen Grund, weil man immer

weniger Zeuge aus Hanf und Flachs verwendete. Immerhin wurde noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fast überall gesponnen, und in den Fünfzigerjahren gab es noch viele Bauerntöchter, die einen Stolz darein setzten, wenn vorn auf ihren Brautfudern ein vollständig aufgerüstetes Spinnrad prangte. Also erst seit etwa fünfzig Jahren hat sich das Spinnen (zumal im Thurgau) in wenige alte Bauern- und Handwerkerstuben verkrochen, wo etwa noch ein altes, zu keiner andern Arbeit taugliches Mütterchen sein Dasein fristet. Aus diesem Grunde ist es dem jetzt lebenden jüngern Geschlechte aus eigener Anschauung unbekannt geworden.

Das Hanf- und Flachsspinnen wurde bei uns nie anders denn als Hausarbeit betrieben, während Wolle und besonders Baumwolle fast nur fabrikmäßig gesponnen wurden. In andern Gegenden, z. B. in Schlesien, wurde dasselbe allerdings auch in Fabriken betrieben, nämlich da, wo ein ausgedehnter Handel mit Leinwand stattfand. Aus dem Flachse ließ sich ein feineres Garn spinnen als aus Hanf, und aus diesem ein feineres als aus Hede (chûder). Das Flachsgarn hatte zudem einen viel schöneren Glanz, weshalb es auch zu feinen, schönen Geweben verwendet wurde.

Ganz unzweifelhaft wurde ursprünglich nur mit der Spindel gesponnen. Alle etwa noch vorhandenen Bilder vom Spinnen in alter Zeit weisen ausschließlich Spinnerinnen mit der Spindel auf. Das Spinnrad, welches von einem Braunschweiger Steinmeß, namens Jürgen, 1530 erfunden wurde, verdrängte allmälig die Spindel fast ganz. In alten Zeiten wurde oft im Freien gesponnen, wobei die Spinnerin die Spindel nur freischwebend, nicht auf dem Erdboden, sich drehen ließ. Es sind mir verschiedene derartige alte Spinnbilder in der Erinnerung. Zu jenen Zeiten wurde auch meistens der Spinnroden, d. h. der Stab mit dem daran

befestigten Werg, von der Spinnerin in der linken Hand gehalten, so daß nur die rechte Hand sich mit der Spindel und dem Vorziehen des Wergs beschäftigte. Später wurde hiezu die Runkel erfunden. Die Runkel (Taf. II, Fig. 2) bestand aus einem etwa 80 Zentimeter hohen Stock, der unten in ein rundscheibenförmiges Brett befestigt war, welches seinerseits auf drei auswärts abgeschrägten, circa 10 Zentimeter hohen Holzfüßchen stand. Am oberen Ende des Stocks befand sich eine messingene oder eiserne Zwinge um ein von oben in den Stock gebohrtes Loch. Diese Zwinge mußte das Zerspalten des Stocks beim Einstechen des Wergstocks verhindern. In dieses Loch also wurde der Spinnrocken festgesteckt, oder beim Ruderspinnen der kurze Hechelstock mit den zwei Hecheln. Nicht selten war der Runkelstock mit allerlei Einkerbungen verziert.

Der Spinnrocken war ein dünnerer Stab von ungefähr derselben Länge wie der Runkelstock. An diesen also wurde das Werg aufgewunden und mit einem Band festgebunden. Zu diesem Behufe breitete die Spinnerin eine Partie Werg auf dem Tisch aus, drehte den vorher ein wenig angefeuchteten Rockenstab derart darüber, daß sich das Werg daran nach oben immer mehr zuspitzte, unten aber eine schöne Bausche bildete. Dann wurde das Band von oben nach unten darüber gewunden und unten verschränkt, um das Werg am Stock beim Spinnen festzuhalten. Von Zeit zu Zeit mußte das Band wieder angezogen und neu verschränkt werden, als Folge des vermindernten Werges. Beim Ruderspinnen bediente man sich zweier übereinander aufgesteckter Hecheln, an welchen eine chûdêrballæ eingehaft wurde. Diese Hecheln waren anders gestaltet als die vor erwähnte Hanshechel. An einem etwa fußlangen ausgeschweißten Brettchen befand sich am langen Ende eine Reihe oben nach innen gebogener zugespitzter Drahtstifte, die den Zweck hatten, die Hede (chûdêr) beim Spinnen festzuhalten.

Als weiteres Werkzeug kam noch die Spindel dazu. Die Spindel war ein etwa 15 Zentimeter langer, oben und unten mäßig zugespitzter runder Holzstab, der unter der Mitte etwas dicker war als über derselben. An diesen dicken Teil wurde ein sogenannter Wirtel oder Wörtel gesteckt, d. h. ein Ring aus schwerem Material (Stein, Thon, Buchsbaumholz u. c.), welcher der Spindel beim Drehen mehr Schwung geben mußte. Die Spindel selbst bestand aus Hartholz (Birnbaum-, Apfelbaum-, Buchenholz u. c.) Jede Spinnerin mußte deren eine Anzahl im Vorrat haben. Nicht selten verzierte der Drechsler dieselben mit allerhand Zeichnungen.

War nun alles in vorbeschriebener Art vorhanden und vorbereitet, so konnte das Spinnen seinen Anfang nehmen. Die Spinnerin zog mit der linken Hand etliche Fasern vom Werg oder Ruder ein wenig vor, wickelte diese am oberen Ende der Spindel fest und drehte diese mit der rechten Hand ringsum, wodurch die Fasern zum Faden (Garn) zusammen gedreht wurden. Im Anfang, d. h. wenn der Faden noch kurz war, ließ sie die Spindel schwebend um sich selbst drehen; wurde der Faden länger, so daß er bis auf den Boden reichte, so ließ sie dieselbe auf diesem sich drehen, oft bis ziemlich weit von ihr weg. Der so gewonnene Faden wurde nun auf die Spindel aufgewunden und oben verschränkt; die Manipulation ging wieder von vorne an und wurde fortgesetzt, bis die Spindel fast faustdick mit Garn gefüllt war und eine andere genommen werden mußte. Es gehörte ziemlich viel Übung und Verständnis dazu, die richtige Menge Fasern hervorzuziehen und der Spindel mit Daumen, Zeigfinger und Mittelfinger der rechten Hand den richtigen Schwung zu geben, damit das Garn gehörig, nicht zu stark und nicht zu schwach, gedreht wurde. Zu stark gedrehtes frangelte; zu schwach gedrehtes ging auseinander. Es gab Spinnerinnen, die hierin eine große Geschicklichkeit hatten und prächtig

feines, gleichförmiges und schönes Garn spinnen konnten, und wieder andre, die es nicht zu stande brachten. Daraus geht hervor, daß das Spinnen, so einfach es auch erscheinen mag, durchaus nicht so leicht und ohne Kunst war. Um dem Garn ein glattes Aussehen zu geben und es leichter an die Spindel befestigen zu können, neigte die Spinnerin von Zeit zu Zeit Daumen und Zeigfinger an den Lippen und strich dann mit denselben über die auszuziehenden Fasern hin. Das war jedoch der Gesundheit nicht zuträglich, erstens weil dadurch viel Speichel verbraucht wurde und die Spinnerin Durst bekam, und sodann weil im Werg immer noch verschiedene Fremdstoffe, Staub u. c., enthalten waren. Sorgfältige Spinnerinnen befestigten daher oben am Kunkelfstock ein kleines Gefäß mit frischem Wasser, worin sie die Finger nekten.

Fast ganz die gleiche Hantierung erforderte das Spinnen mit dem Spinnrad, nur daß beim Rade die Spule, bezw. der Haspel, das Drehen des Garns besorgte. Da die Spinnerin beim Rade beide Hände frei hatte und sich die Spule viel schneller drehte, als das die Spindel tat, so war das Spinnen am Rade viel ausgiebiger. Das hatte zur Folge, daß das Radspinnen die Spindel nach und nach verdrängte. Alte Weibspersonen spannen jedoch lieber mit der Spindel, weil das Treten des Rades nicht wenig ermüdete. Das Spinnrad war vereinzelt allerdings auch schon lange im Gebrauch; doch wurde dasselbe erst in den letzten par Jahrzehnten von den Drechslern zu dem praktischen, ausgiebigen und zugleich zierlichen Werkzeuge ausgestaltet, wie es in der letzten Periode der Spinnzeit aussah. Alte Spinnräder, wie wir sie hie und da in Bildern sehen können, waren noch recht primitiv.

Ein Spinnrad aus dieser letzten Periode (Taf. II, Fig. 1) sah, so wie es mir noch in der Erinnerung geblieben ist, folgendermaßen aus: Auf einem runden, vorn zum Einsetzen des

Fußes eingeschnittenen Brette stand ein ungefähr 70 bis 80 Zentimeter hohes Gestell, zwischen dessen beiden Ständern sich das Schwungrad befand, dessen eiserne Zapfen auf der Seite der Ständer in mit Filz oder Leder gefütterten Lagern sich bewegten. Das Brett selbst stand auf drei etwa 25 Zentimeter hohen, nach außen schräggestellten Füßen. Unter dem Brett befand sich der Treter, der aus einem schmalen Brettchen bestand, welches vorne in einem mit eisernen Zapfen versehenen und in den beiden vordern Füßen laufenden Querholz befestigt war. Auf der Rückseite war der Treter durch ein aufrecht stehendes Stängli mit dem Schwungrad verbunden. Oben am Ständer befand sich auf horizontalem Gestell ein zweiflüglicher Haspel, in dessen Mitte an einem eisernen Dorn die Spule zur Aufnahme des Garns angebracht war. Spule und Haspel waren durch eine Darmsaite mit dem Schwungrad verbunden. Bewegte man nun den Treter mit dem Fuß aufwärts oder abwärts, so drehten sich Schwungrad, Haspel und Spule. Vor dem Haspel befand sich ein mit einem Glasröhrchen umgebenes kleines Loch. Wurde ein von der Spinnerin vorher angedrehter Faden durch dieses kleine Loch geschoben und ebenso durch das am einen Haspelarm befindliche Ringlein gezogen, an der Spule angeklebt und dann das Schwungrad getreten, so wand sich der Faden um die Spule; das von der Spinnerin nachgezogene Berg wurde durch diese Bewegung gedreht und wand sich als Garn um die Spule. Je schneller der Treter getreten wurde, desto schneller bewegten sich Rad, Haspel und Spule und desto schneller füllte sich letztere mit Garn. An einem rechtwinkligen, verstellbaren Hebelarm konnten Spinnroden oder Hechelstock eingestellt und handlich herangezogen werden. Je leichter der Treter sich bewegen ließ, desto leichter ging das Rad. Man durfte daher nicht vergessen, von Zeit zu Zeit die eisernen Zapfen an Treter und Schwungrad zu ölen.

Wie bereits gesagt, begann das Spinnen um Martini herum und dauerte bei genügendem Vorrat an Berg und Kuder bis zum Frühjahr. Im Sommer wurde selten oder nie gesponnen, wenigstens auf dem Lande nicht. Auch während des Ausdreschens der Frucht wurde es eingestellt. Man hatte damals noch keine Dreschmaschinen, und da man, wenn möglich, keine fremden Drescher einstellte, so mußten Frauen, Töchter und Mägde beim Dreschen mithelfen. Sobald aber der Dreschflegel aufgehängt war, kam das Spinnen wieder zur Fortsetzung. Fleißige Spinnerinnen spannen von morgens früh bis spät in die Nacht. Ich kannte eine Frau, die Tag für Tag, die Sonntage natürlich ausgenommen, von morgens 5 Uhr bis nachts 11 Uhr spann und kaum Zeit zum Kochen und Essen nahm, und das nicht etwa, weil sie es nötig gehabt hätte, oder aus Geiz, sondern aus Eifer und Lust an der Sache. Wer keinen eigenen Hanf oder Flachs hatte, kaufte sich solchen oder spann um den Lohn für andere. Das Spinnen um Lohn brachte freilich keinen großen Verdienst; aber es war damals für Weibspersonen fast der einzige Verdienst, wenigstens da, wo sich noch keine Fabriken befanden.

Dem Spinnen lag auch ein idealer Wert inne. Nicht bloß freute man sich über das selbstgespinnene Garn mehr als über andres, wie man sich über selbstgepflanzte Früchte mehr freut als über gekaufte, sondern das Spinnen hatte auch eine große Einwirkung auf häuslichen Sinn und auf Liebe zur Arbeit überhaupt. Mädchen, die ihre Zeit, statt mit dem Romanlesen, mit Spinnen zubrachten, hatten als Frauen viel mehr Lust und Sinn für die Erfüllung ihrer Hausfrauenpflichten. Dann auch war das Spinnen ein mächtiges Mittel zum gesellschaftlichen Anschluß. Wenn so Mutter und Tochter oder Dienstherrin und Magd den ganzen Winter Tag für Tag von früh bis spät beisammensaßen,

so war es ganz natürlich, daß man mehr miteinander sprach, die seelischen Eigenschaften gegenseitig besser kennen lernte, allerlei Erfahrungen und Beobachtungen austauschte, kurz, sich näher aneinander anschloß. Und wenn etwa andre Spinnerinnen zur Spinnstube kamen, wohl gar eine lichtstube veranstaltet wurde, wie gab es da reiche Gelegenheit zu gesellschaftlichem Zusammenschluß! Ich will nicht idealisieren; es fehlte auch damals nicht an müßigem Klatsch, an Neid und Zank; aber Tatsache ist es gleichwohl, daß damals noch das Familienleben und überhaupt die gesellschaftlichen Verhältnisse auf dem Lande weitaus besser waren als jetzt.

Der ideale Wert des Spinnens wurde auch damals schon vielfach anerkannt und hervorgehoben. Künstler fanden es nicht unter ihrer Würde, die Spinnstube zum Gegenstand von Gemälden zu wählen; Dichter feierten das Spinnen in Poesie und Prosa. Es giebt eine ganze Anzahl von Spinnliedern. Ich füge hier nur das folgende⁸⁾ bei:

Spinn, Mägdlein, spinn!
So wachsen dir die Sinn,
Wachsen dir die goldenen Haar', kommen dir die klugen Jahr'.
Spinn, Mägdlein, spinn!

Sing, Mägdlein, sing!
Und sei fein guter Ding!
Tang dein Spinnen lustig an; mach ein gutes Ende dran!
Sing, Mägdlein, sing!

Lern, Mägdlein, lern!
So hast du Glück und Stern.
Verne beim Spinnen immer fort Gottesfurcht und Gottes Wort!
Lern, Mägdlein, lern!

Ja, gerade für das Singen war das Spinnen eine ausgezeichnete Gelegenheit! Wenn ihrer etliche Mädchen oder Frauen beim Spinnen beisammen saßen, so schlug bald dieses, bald jenes ein Lied vor, und dann wurde gesungen,

⁸⁾ Volkslied bei Simrock, Nr. 267. Des Knaben Wunderhorn, Bd. 3, S. 38.

oft stundenlang. Man lernte dabei nene Lieder, die man sonst nicht hätte lernen können. Man übte nicht bloß die Stimme, sondern auch das Gedächtnis, und — die seelische Empfindung, die Empfänglichkeit für die Freuden und Leiden anderer; man stärkte die Gefühle fürs Vaterland. Und hatte das nicht etwa auch Einfluß auf die Sprößlinge dieser werdenden oder schon gewordenen Mütter?

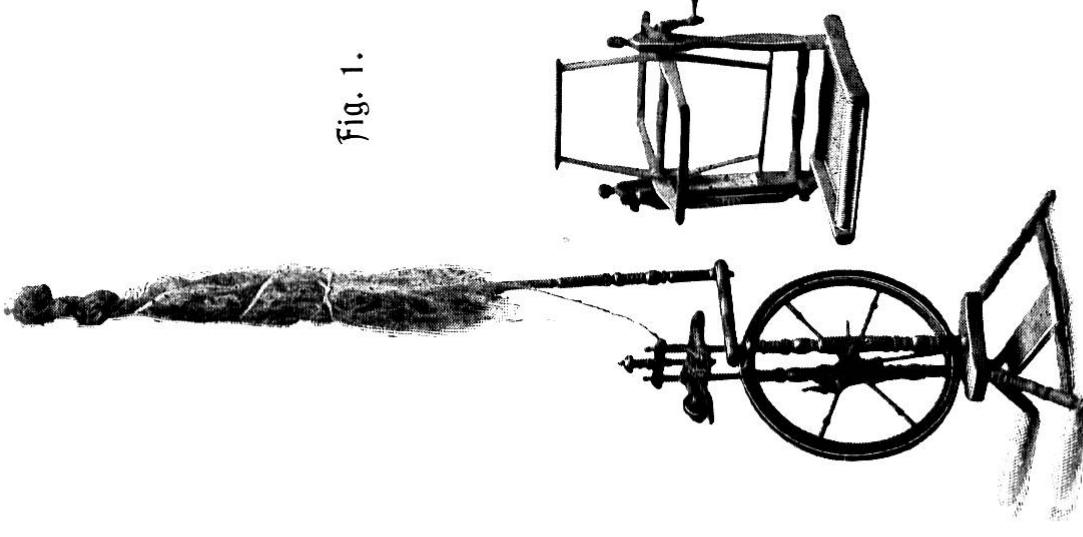
Auch die sogenannten Sprichwörter beschäftigten sich mit dem Spinnen. So hieß es bei jemand, der im Zuchthaus war: „Er muß Wolle spinnen“. Oder wenn sich einer in ein zweifelhaftes Unternehmen eingelassen hatte, hieß es: „Er wird wenig Seide spinnen dabei“. „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen“, ist vermutlich nicht in der Schweiz entstanden; denn hier würde der Reim mit u lauten: gspunnə, sunnə. „Selbst gesponnen, selbstgemacht, rein dabei ist Bauertracht“.

Wenn die Spindeln oder die Spule des Spinnrads mit Garn gefüllt waren, mußte man das Gesponnene aufhaspeln.

Auf einem quadratischen leichten Holzlager erhoben sich zwei aufrecht stehende Stützen und zwischen diesen befand sich ein fächerartiges, zusammenlegbares Gestell mit mehrern Armen, die durch Querstängli miteinander verbunden waren, und in deren Mitte sich ein kleiner Wendelbaum befand. Das war der eigentliche Haspel. (Taf. II, Fig. 1.) Der Wendelbaum wurde an beiden Stützen in oben zweckmäßig angebrachte Löcher gelegt. Rechts war an demselben eine Handhabe (schwirbel) zum Treiben; am linken Ende war eine Anzahl Eisenstifte eingelegt. In einem engen Gehäuse an der linken Stütze waren drei ineinander greifende Rädchen, ähnlich den Rädchen einer Schwarzwälde ruhr und eine starke Feder angebracht. Das unterste Rädchen war das größte, das oberste das kleinste. Voran an dieser Stütze waren auf Papier gezeichnet zwei Zifferblätter, von denen das obere die Zahlen von 1 bis 100,

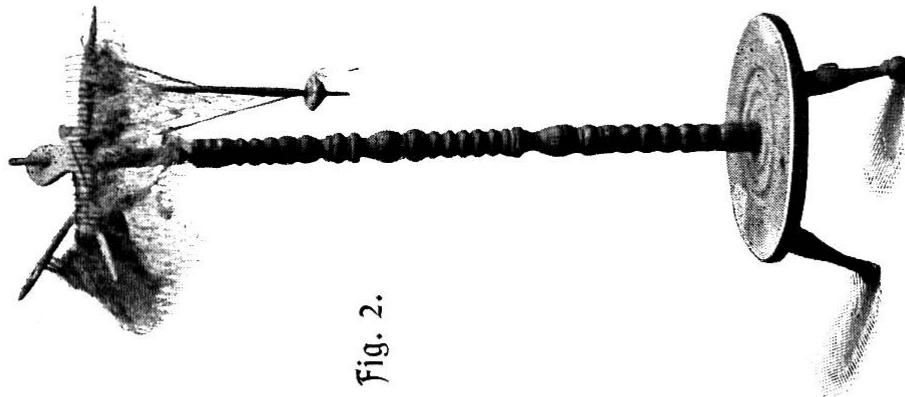
Tafel II.

Fig. 1.



Spinnrad und Haspel. (Seite 60 u. 64.)

Fig. 2.



Kunkel mit angehängter Spindel samt Wirtel.
(Seite 58 u. 59.)

das untere die Zahlen von 1 bis 10 enthielten. Darüber bewegten sich zwei Zeiger, von denen der eine am mittlern, der andre am untern Rädchen befestigt war. Drehte man den Haspel mittelst des Schwirbels, so griffen die Eisenstiften links ins obere Rädchen und drehten dasselbe. Dieses hinwieder drehte das mittlere samt dem Zeiger, und das mittlere drehte das untere, ebenfalls samt dem Zeiger. Bei jedem Haspelumtrieb rückten also diese Zeiger auf der Ziffertafel vor. Bei hundert Umdrehungen kam der obere Zeiger auf die Zahl 100 zu stehen; der untere dagegen war nur bis zu 1 vorgerückt. Wenn der obere Zeiger auf 100 stand, schnellte die Feder und markierte die hundert Umgänge. Ein Gebinde von 100 Fäden nannte man einen Schneller. Wenn zehn solche Schneller aufgehäspelt waren, so stand der untere Zeiger auf der Zahl 10. Diese hundert Schneller oder zehnmal 100 Haspelumgänge bildeten einen Strang. Dieser Strang wurde nun unterbunden und abgenommen, und das Häspeln ging wieder von vorne an. Waren die Zeiger richtig gestellt und die Fäden in Ordnung, so konnte man sich darauf verlassen, daß wirklich tausend Haspelumgänge im Strange vorhanden waren. Das war für den Weber wichtig; denn darauf stellte er seine Berechnung betreffend Zettel und Einschlag ab. War man mit dem Spinnen fertig — was in den meisten Häusern zu Anfang des Monats März eintraf — so konnte aus der Anzahl der vorhandenen Strangen die Länge des zu webenden Hanftuchs berechnet werden, wenigstens annähernd.

Das selbstgesponnene Garn wurde indessen nicht bloß zu Geweben verwendet, sondern es fand auch noch andre Verwendungen. Es wurden nämlich oft auch Strümpfe daraus gestrickt, die besonders im Sommer mit Vorliebe getragen wurden, weil sie kühler waren als baumwollene oder wollene, d. h. weil Leinengarn ein besserer Wärmeleiter ist als

Baumwolle oder Wolle. Sodann wurden etwa auch Bendel daraus gewoben. So ein Bendelwebstühlchen war ein sehr einfaches Gerät, das sich jeder anständige Mensch (bäschelör) anfertigen konnte. Und auch das Weben der Bendel war sehr einfach und gewöhnlich eine Winternachtarbeit für größere Buben.

Außerdem wurden Hanf und Flachs nicht völlig versponnen, sondern ein Teil dem Seiler übergeben, der daraus Bindfaden, Schnüre, Stricke, Waschseile, Heuseile u. s. w. anfertigen mußte. Die Arbeit des Seilers war im Grunde auch eine Art Spinnen; denn während er die nötige Menge Werg verzupfte, mußte dieses mittelst eines Rades gedreht werden, und ebenso wurden die einzelnen dünnen Teile zu Stricken und Seilen u. s. w. gleichsam zwirnsweise zusammengedreht. Der Seiler war ein eigentlicher Rückschrittsmann; denn bei seinen Arbeiten, den größern wenigstens, mußte er rückwärts gehen, damit er die Arbeit immer im Auge behalten konnte. Wie viele andre Handwerker so hat die neue Zeit auch die Seilerei durch Maschinenbetrieb verdrängt, und während früher fast jede größere Ortschaft ihren Seiler hatte, sind diese jetzt selten geworden, sozusagen ausgestorben, und ihr einstiges Dasein ist fast nur noch in den örtlichen Benennungen „Seilergraben“, „Seilerweg“, „Seilerstraße“ u. c. in der Erinnerung geblieben.

Es ist bereits erwähnt worden, daß das Spinnen sehr viel zur Geselligkeit beigetragen habe. Vor allem bewirkten das die Spinnstuben (liächtstübətə), in denen eine größere Zahl Spinnerinnen, junge Mädchen und junge Frauen, zusammen kamen. Da diese nach Feierabend, nämlich um 10 oder 11 Uhr, selten sogleich nach Hause giengen, so lag es nahe, daß sie sich nach fleißiger Arbeit auch noch vergnügen wollten. Dazu diente nun nicht bloß das allerdings sehr beliebte und vielgeübte Singen, sondern es wurden auch oft

noch Gesellschaftsspiele gemacht, deren es viele gab. Diese Gesellschaftsspiele waren fast immer Pfänderspiele, d. h. das Verlierende hatte irgend einen Gegenstand (ein Halstuch, eine Kette, einen Ring, ein Messer u. c.) abzugeben, der dann am Schlusse wieder eingelöst werden mußte. Das reizende Ziel des Ganzen bildeten die Lösungen der Pfänder; denn diese gaben fast immer den Anlaß zur besondern Lustigkeit. In der Regel wurde die wichtigste, lustigste oder auch boshafteste der Spinnerinnen zur Ausruferin der Pfänder bestimmt. Die Ausruferin nahm eines der Pfänder, hob es in die Höhe und fragte dabei: „Wem gehört dies Pfand in meiner Hand?“ Die Eigentümerin mußte sich nennen, und dann wurde ihr als Strafe bezw. als Gegenleistung dafür, daß sie den ausgerufenen Gegenstand wieder als Eigentum zurücknehmen durfte, irgend eine lästige Verrichtung auferlegt, z. B. „das Liebste in der Stube küssen“, „etwas zum Fenster hinausrufen“ u. s. w. Daß es da an derben, boshaften, oft auch schlüpfrigen Sachen nicht fehlte, läßt sich denken. In der Regel waren die Aufgaben jedoch nur scheinbar heikel, in Wirklichkeit sehr naiv und unschuldig, geheime Bosheiten ausgenommen. Eines der beliebtesten Pfänderspiele war das Schlüsselbieten. Die Gesellschaft setzte sich um den Tisch, hie und da auch auf den Stubenboden, mit Ausnahme einer einzigen Person, die den Schlüssel zu suchen hatte. Eine für den ganzen Kreis reichende Schnur wurde durch ein Schlüsselöhr gezogen, zusammengeknöpft, und jede Teilnehmerin mußte die Schnur mit beiden Händen halten. Nun wurde der Schlüssel von einer zur andern fortgeschoben, doch so, daß er von außen nicht gesehen werden konnte. Die nicht im Ringe Sitzende hatte den Schlüssel zu suchen und ihn festzuhalten. Diejenige, bei welcher der Schlüssel gefunden und in Besitz genommen wurde, hatte ein Pfand zu erlegen und mußte nun ihrerseits denselben suchen. So

ging es weiter, bis alle oder die meisten den Schlüssel gesucht hatten. Natürlich war bei den letzten etwas Absicht dabei, sie auch zum Pfandgeben zu bringen. Das Spiel ging gewöhnlich unter großer Heiterkeit vor sich.

Ähnlich war das Lichtbieten (liächtli büte). Auch dazu setzte man sich um den Tisch herum. Auf ein etwa 15 Zentimeter langes Dachschindelstück, nur wenn möglich, klebte man in der Mitte ein kleines brennendes Kerzenstückchen leicht an. Eine nahm das Schindelchen zwischen die Lippen und bot es so der Nachbarin, diese der folgenden und so fort. Die, bei der das Licht erlosch oder umfiel, mußte ein Pfand geben. Bei diesem Spiel verbrannte man sich leicht die Nasenspitze, wenn es ungeschickt zuging.

Ein etwas schweres Spiel war das Tellerdrehen (teller trüllə). Dazu setzte man sich neben einander an eine leere Wand. Eine der Spielenden nahm einen hölzernen, thönernen oder zinnernen Teller, ging damit in die von den andern entfernteste Ecke, drehte den Teller auf dem Stubenboden aufrecht um sich und rief dabei den Namen irgend einer Mitspielenden. Diese mußte herbeispringen und den Teller auffangen, während er sich noch drehte. Wer da zu spät kam oder den Teller umfallen ließ, mußte ein Pfand geben. Auch da ging es so fort, bis alle an die Reihe gekommen waren. Wer sich flink und gewandt zeigte, gewann, d. h. er mußte kein Pfand geben, sondern nur eine andre aufrufen. Es gehörte aber wirklich Gewandtheit dazu, besonders in geräumiger Stube.

Ungleich schwieriger war das Schuhabschlagen. Dazu nahm man einen Korb (zeinə), stieckte durch die beiden Ohre eine Stange, legte diese auf zwei Stühle, die weit genug von einander entfernt wurden, so daß der Korb nirgends anstieß. Auf diese Stühle legte man je einen Schuh. Die Spielende hatte sich rittlings auf die Mitte der Stange

zu setzen und ihre Füße in die Zeine zu stellen. Sie gewann also nirgends einen festen Halt, da bei jeder Bewegung der Füße der Korb sich mit bewegte. Wer daher nicht verstand, das Gleichgewicht zu halten, fiel herunter. Außerdem gab man ihr einen Stock in die Hand, und mit diesem sollte sie die beiden Schuhe von den Stühlen wegzuschlagen suchen. Mit dem, welcher vor ihr lag, ging es noch ordentlich; bei dem jedoch, welcher hinter ihrem Rücken auf dem andern Stuhle lag, hatte es große Schwierigkeit, und meistens kam man zu Falle, ohne daß man den Schuh herunterzuschlagen vermochte.

Bloße Unterhaltungsspiele waren das „Grüschen“ und das „Stäbchenfällen“. Es gäbe noch verschiedene andre Gesellschaftsspiele zu beschreiben; aber ich will es bei den angeführten bewenden lassen.

6. Zurüstung zum Weben.

Etwa im März begann der Leineweber (zwilcheweber) mit dem Einsammeln des Garns bei seinen Kunden. Gewöhnlich holte er dieses zuerst bei denjenigen Kunden, die weniger Garn hatten, damit er rasch einige derselben spiedieren konnte; denn jede der Frauen hätte ihr Zeug gern am schnellsten gehabt. Seine geplagteste Zeit war daher der Frühling. Hatte er das Garn abgeholt, ristegarn und chudergarn von einander gesondert, Zettel und Eintrag berechnet, so ging es ans Spulen. Zuerst wurde das Garn zum Zettel gespult; das zum Eintrag kam später daran. Kudergarn wurde nur zum Eintrag verwendet und nur zu der gröbner Sorte Gewebe, zu Zwilch, Zeug zu Kartoffelsäcken und Fruchtsäcken, Emballage u. s. w. Die Spulmaschine (spuəlrustig) war ein sehr einfaches Werkzeug (Taf. III, Fig 1). An einem auf 4 Füßen stehenden, etwa ellenlangen und fußbreiten Schragen befand sich rechts ein auf zwei Stützen ruhendes Rad mit einer Handhabe, in der Größe dem Spinnrad ähnlich. Auf

der entgegengesetzten Seite sah man ebenfalls auf Stützen, jedoch kürzern, einen leicht drehbaren Eisenbolzen, an dessen einem Ende eine kleine mit einer Rinne versehene Holzrolle befestigt war. Rad und Rolle waren durch eine Darmsaite oder auch bloß einer Schnur verbunden. Drehte man daher das Rad, so drehte sich auch die Rolle mit dem Eisenbolzen. An letztern stellte man eine leere, große Spule (25—30 Zentimeter lang). Auf dieser linken Seite und noch weiter vor befanden sich zwei ein wenig in die Höhe gehende hölzerne Arme, worauf der Garnhaspel in kleine Einschnitte eingelegt und mit einer Strange Garn versehen wurde. Oft befand sich dieser Haspel auch auf einem besondern Gestell. Legte man nun das äußere Ende des Garnstrangs auf die Spule und drehte gleichzeitig das Rad in entgegengesetzter Richtung, so wand sich das Garn auf der Spule auf, so viel als der Weber es für nötig erachtete. So wurde mit Spulen fortgefahren, bis die nötige Anzahl Garnspulen vorhanden war. Diese Zahl richtete sich nach der Breite des zu webenden Zeugs. Je breiter dieses gemacht werden mußte, desto mehr Spulen bedurfte es. Das Eintraggarn wurde später auf kleinere Spulen (zirka 12 Zentimeter lang) gespult. War das Zettelgarn gespult, so gings ans Umlegen oder Anlegen. Zu diesem Behuf wurden die Spulen auf das Umleggestell aufgestellt; doch hievon im folgenden Abschnitt.

7. Der Webstuhl und das Weben.

Der Webstuhl des Leinewebers oder Grobwebers (zum Unterschied vom Baumwollweber) war ein ziemlich einfaches Gerät. Auf einem starken, am Boden liegenden Balkenschragen von 6 Fuß Breite und 7 bis 8 Fuß Länge standen paarweise vier aufrecht stehende, ziemlich derbe Balken, die oben in einen zweiten, dem untern gleichen, Schragen eingezäppt waren. Das Ganze stellte somit ein rechteckiges Balken-

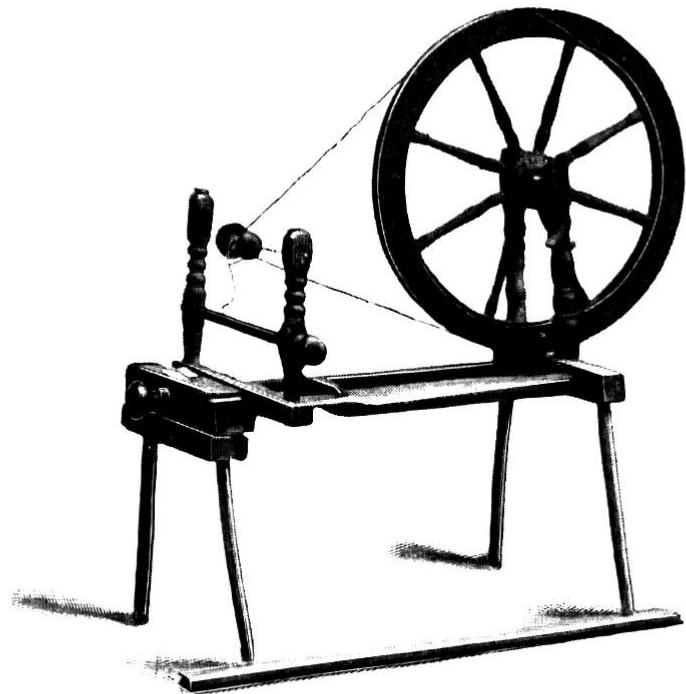
gestell ohne Wände vor. Zwischen dem vordern Balkenpaar lag in etwa Meterhöhe der leicht aushebbare runde Weberbaum, auf den beim Weben das Zeug aufgewunden wurde. Zwischen dem hintern Balkenpaar befand sich in gleicher Höhe der Zettelbaum, auf welchen das Zettelgarn zu liegen kam.

Ein wesentlicher Bestandteil des Webstuhls war die „Lade“ (Taf. III, Fig. 2). Diese hing ungefähr zwei Fuß vom Weberbaum, in der Richtung nach dem hintern Balkenpaar, entfernt und oben an einer in Zapfenlagern laufenden Stange befestigt, zweiarmig bis zur Höhe des Weberbaums herab. Sie war freischwebend. Die beiden Arme waren am untern Ende mit zwei nahe übereinander liegenden Leisten verbunden. Zwischen diesen zwei Leisten befand sich das „Blatt“, eine Art feiner Rechen, in einer Rahme. Die Zähne oder Blätter dieses Rechens bestanden aus Messing oder glatter Meerrohrinde und standen ganz nahe beisammen. Ungefähr 40—50 Centimeter hinter der Lade befand sich das Webgeschirr, das aus zwei oder vier an Leisten festgemachten Fadenflügeln bestand, die durch Schnüre mit dem obern Balkenschragen, bzw. einer Querlatte, verbunden waren und ein wenig auf- und abwärts sich bewegen ließen. Die Fäden waren in der Mitte je zwei und zwei verknüpft, so daß also jeder Flügel gewissermaßen zwei Fächer enthielt. Von jedem der Flügel gingen auch nach unten je zwei Schnüre, die mit den am Boden befestigten Tretschienen verbunden waren, so daß, wenn man diese mit dem Fuß trat, die Blattflügel sich abwärts bewegten und, wenn man den Fuß hob, wieder in ihre vorige Lage aufwärts gingen. Weberbaum und Zettelbaum waren mit eisernen Hemmungen versehen, von denen die des letztern durch eine Zugleine vom Sitz des Webers her ausgelöst werden konnte. Dieser „Webersitz“, ein einfaches, schmales, aushebbares Brett, befand sich ungefähr in Stuhlhöhe nahe vor dem Weberbaum.

Wollte nun der Weber ein neues Wupp einsetzen, so ging er folgenderweise zu Werk. Er brachte das Umlaggestell mit den Zettelspulen in den Webkeller, stellte es vor den Weberbaum und zog von jeder Spule das Ende des Garns mit einem Häflein zunächst zwischen den Blattzähnen durch und sodann in gleicher Weise durch den ersten oder den ersten und zweiten Flügel des Webgeschirrs, weiter durch den dritten, bezw. dritten und vierten Flügel. Wenn er aber die Fäden das erstmal über den Verknüpfstellen der Geschirrfäden eingezogen hatte, so zog er sie das zweitemal unter den Verknüpfstellen der andern Flügel durch, oder umgekehrt. Nun hatte er also von jeder aufgesteckten Spule einen durch Blatt und Webgeschirr laufenden Faden, wodurch er die Breite des Zeuges bestimmt hatte. Diese Fäden alle zog er bis an den Zettelbaum vor und befestigte sie an diesem. Dann drehte er denselben so lange um, bis alle Spulen von Garn leer waren und das andre Ende der Fäden nur noch bis an den Weberbaum reichte, wo nun die Fäden ebenfalls befestigt wurden. Damit hatte er eine Fadenstrecke von 7 bis 8 Fuß Länge und der nötigen Breite vor sich. Das nannte er eine „Rate“. Nun wurden Weberbaum und Zettelbaum angezogen, bis die Rate stramm gestreckt war. Hierauf nahm er zwei runde, steifborstige Bürsten, tunkte sie leicht in den Schlichtefübel (Schlichtefleister, ähnlich dem Buchbinderfleister) und fuhr mit der einen Bürste der Länge nach über, mit der andern unter den Ratesäden hin und her, d. h. er „schlichtete“ dieselben. Das hatte den Zweck, das Garn geschmeidig und glatt zu machen. Nun hatte er noch zwei flache Stäbe hinter dem Webgeschirr einzuschieben, wovon der eine über die Hälfte der sämtlichen Fäden, der andre unter denselben eingeschoben wurde. Damit waren seine Vorbereitungen fertig, und er konnte nun mit dem Weben beginnen. Dazu bedurfte er aber noch ein Schiffchen

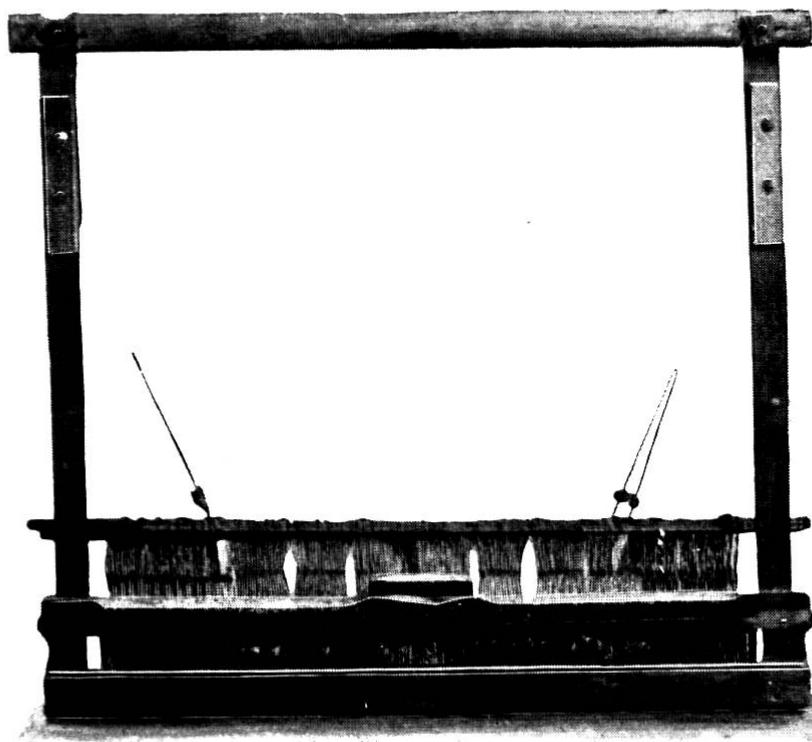
Tafel III.

Fig. 1.



Spulrad. (Seite 69.)

Fig. 2.



Weblade mit Webgeschirr. (Seite 71.)

für den Einschlag. Das Schiffchen war ein etwa 25 bis 30 Zentimeter langer, an beiden Enden zugespitzer Bolzen aus Hartholz, der in der Mitte ausgehöhlte war. In diesem Hohlraum befand sich ein eiserner Dorn, an welchen die etwa 12 Zentimeter lange Spule mit dem Einschlaggarn gesteckt wurde. Das äußere Garnende wurde durch ein kleines Loch an der Seite des Schiffchens vorgezogen. Nun setzte sich der Weber an seinen Platz vor dem Weberbaum und trat mit einem Fuß einen der Tretschemel abwärts. Dadurch ging auch ein Geschirrflügel mit der Hälfte des Zettelgarnes abwärts, während die andre Hälfte oben blieb. Auf diese Weise entstand zwischen Webgeschirr und Weber eine etwa drei Finger breite Spalte im Zettel. Durch diese Spalte stieß der Weber mit der rechten Hand mit festem Anstoß sein Schiffchen mit dem Einschlaggarn, dessen Ende er in der Hand zurück behielt, wodurch sich ein Faden Garn in der Breite des Zettels abwickelte. Nun trat er mit dem andern Fuß den andern Tretschemel; der andre Geschirrflügel ging abwärts, und der erste blieb oben. Es entstand wieder eine gleiche Spalte und der Weber schickte nun mit der linken Hand sein Schiffchen zurück, wobei sich wieder ein Faden abwickelte und zurückblieb. Nun zog er die Lade rasch gegen sich an und drückte dadurch die im Zettel zurückgebliebenen Garnfäden nahe zusammen, und die gleiche Manipulation begann wieder. So erzielte er nach und nach ein Stück gewobenen Stoffes, den er, wenn derselbe bis zur Lade vorgerückt war, an den Weberbaum aufwand. Doch vorher löste er mit der Zugleine die Hemmung des Zettelbaums aus und zog das nötige neue Stück der Rate gegen sich vor. Dann ließ er die Hemmung zurückfallen, und das Weben nahm seinen Fortgang. War die ganze geschlichtete Rate gewoben, so mußte wieder geschlichtet werden.

Das Weben ging aber nicht gar rasch vor sich, und er

vermochte im Tag nicht manche Rate fertig zu bringen. Ungleich schneller ging das Baumwollzeugweben, weil dabei das mechanisch getriebene Schiffchen viel schneller hin und her schoß. Dafür hatte er dann aber den höhern Webelohn als der Baumwollweber und stellte sich zuletzt doch besser als dieser.

Komplizierter war das Weben von feiner Leinwand, das Damastweben und überhaupt das sogenannte „Bildweben“, wodurch gemusterte Zeuge entstanden. Weber dieser Art bildeten daher die Elite unter der Webergilde; denn es bedurfte Verständnis und Genauigkeit zum Bildweben. Der Bildweber arbeitete selten für Kunden und ebenso selten auf eigene Rechnung. Gewöhnlich bezog er allen Werkstoff vom Leinwandhändler oder Fabrikanten und lieferte wiederum sein „Gewirktes“ an diesen ab.

Der gewöhnliche Leineweber wob bloß für Kunden und sehr selten für den Markt, da Hanftuch und Zwilch nur sehr beschränkte Marktartikel bildeten und fast immer vom Hansproduzenten selbst verwendet wurden.

Der Fabrikbetrieb für Hanf- und Flachsgarn fehlte damals im Thurgau noch gänzlich. In den sechziger und siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts befand sich eine Hanftuchfabrik in Dietikon bei Zürich; das war aber meines Wissens die einzige in der Nordostschweiz. War der Kundenweber ein auf Erfolg rechnender Mann, so lieferte er sein Wupp am Samstag Abend ab, da er wußte, daß er dann gewöhnlich für den Sonntag zum Mittagessen eingeladen wurde und die Hausfrau ihm zu Ehren etwas Geräuchertes (türs oder tigas) aus dem Kamin nahm und kochte.

8. Bleichen und Färben.

Hanftuch und Zwilch wurden selten in der Naturfarbe verwendet, Flachsgewebe gar nie. Diese Naturfarbe war ein Grauweiß bis Graugelb, je nach der Wässerung des

Hanfs; bei Trockenröze war sie schwärzlichgrau. Nur etwa bei Frauenhemdenstöcken fand naturfarbiges Hanftuch Verwendung, weil diese durch wiederholtes Laugen (séchto) nach und nach von selbst weiß wurden. Zu Säcken, Heutüchern und Blächen u. wurde die Zwilch in Naturfarbe verwendet. In einzelnen Kantonen bestanden auch die Zuchthauskleider aus naturfarbiger Zwilch, manchmal sogar mit bestimmten Zeichen versehen, zum Erkennen der Sträflinge. Im übrigen wurden Hanf- und Flachsgewebe vor der Verwendung gebleicht oder gefärbt.

Es gab zwei Arten Bleiche: die Naturbleiche und die Kunstbleiche oder Schnellbleiche. Die Naturbleiche bestand darin, daß man die Tuchstücke, wie sie vom Weber kamen, auf einer trocknen, sonnigen Wiese ausspreitete, sie jeden Tag, insofern es nicht regnete, mit Wasser bespritzte, wozu man sich gewöhnlich einer Gießkanne mit Brause bediente, sie im übrigen aber der Wirkung von Thau, Regen und Sonnenschein überließ. Es bedurfte aber mehrerer Wochen bis diese Bleiche durchgeführt war.

Das besorgte nun oft die Eigentümerin des Gewebes selbst, und man konnte besonders im Mai oder nach der Heuernte auf mancher Wiese Zeugstücke zum Bleichen ausgebreitet sehen. Außerdem aber gab es auch Naturbleichen im großen, wo um Geld für andre gebleicht wurde. Solche Naturbleichen im großen gab es im Thurgau viele, und heute noch tragen zahlreiche Höfe von da her den Namen „Bleiche“, obwohl seit langen Jahren dort nicht mehr gebleicht wird. Naturbleichen bestanden meines Wissens in Kundolingen bei Diezenhofen, in Kurzrickenbach bei Kreuzlingen, in Weinfelden und andern Orten.

Zu der Zeit, als die Leinwandindustrie im oberen Thurgau noch im großen betrieben wurde, d. h. noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts, gab es besonders in diesem Kantons-

teile viele Bleichen. Mit dem Rückgang dieser Industrie verschwanden auch die Bleichen. Da nicht selten ganze Stücke Zeug von den Naturbleichen gestohlen wurden, waren die Besitzer derselben genötigt, große wachsame Hunde zur Sicherung der Zeugstücke zu halten.

Oft wurde aber das Bleichen nur teilweise durchgeführt, so daß das Gewebe nicht eigentlich weiß, sondern nur weißgrau wurde. Das war die Halbbleiche. So halbgebleichte Tücher wurden besonders für Leintücher, Tischtücher und Waschtücher verwendet. Vom Auslande, namentlich aus Schlesien, kommt auch jetzt noch solche halbgebleichte Leinwand auf den Markt, zu gewissen Zwecken auch ungebleichte.

Der neuen Zeit ging das Naturbleichen zu langsam; es wurde daher die Kunstbleiche oder Schnellbleiche eingeführt. Allerdings wurde das Gewebe so viel schneller gebleicht, aber sehr häufig auf Kosten der Dauerhaftigkeit. Die scharfen Alkalistoffe zerstörten nicht bloß die Farbe, sondern nur zu oft auch die Fasern. Inzwischen hat man allerdings auch hierin Verbesserungen eingeführt.

Solange Männer und Frauen Kleider aus Hanftuch und Zwilch trugen, hatte das Färben und Drucken dieser Gewebe eine große Bedeutung. Für Männergewand, Röcke, Gilets und Hosen, wurde fast immer Zwilch verwendet; nur reiche Bauern trugen vielleicht Röcke aus dem feinern Hanftuch. Das Gewebe zu diesen Kleidern wurde fast ausnahmslos schwarz gefärbt. Selten sah man blaue oder grüne oder braune Zwilchkleider bei Männern. (Eine Ausnahme machten die glarnischen Zieger-, Thee- und Schreibtafelnhändler, die durchweg in ziegergrünen Kleidern daherkamen.) Gewebe für Männerkleider wurden nur gefärbt, während diejenigen für Weiberkleider gefärbt und bedruckt wurden. Während aber für erstere die schwarze Farbe weit vorherrschte (weil die Kleider auch Sonntags und bei Leichgängen getragen

wurden), sah man selten schwarzgefärbte Weiberkleider. Die Lieblingsfarbe des Weibsvolks war ein dunkles, glänzendes Blau. Aber ebenso selten sah man unbedruckte Weiberkleider. Fast immer waren in das Blau der Grundfarbe weiße Ringe, Blümchen, Sternchen u. s. w. eingedrückt, was den Kleidern ein freundliches Ansehen gab. Die Fabrik Greuter & Rieter in Tslikon war hiefür weitbekannt, und die meisten Thurgauer Frauen ließen das Zeug zu ihren Röcken in Tslikon drucken. In den letzten Jahrzehnten ihres Bestandes mußte die Fabrik sich mit Bedrucken von Baumwollzeugen befassen, weil eben die hänsenen Weiberkleider immer seltener wurden. Jetzt steht sie bekanntlich schon lange außer Betrieb.

9. Untergang des Spinnens und Webens und Anläufe zur Wiederbelebung derselben.

Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war der Anbau von Hanf und Flachs auch im Thurgau von großer Bedeutung, wiewohl nicht in dem Grade wie in einigen Gegenden Deutschlands, z. B. in Schlesien, Hannover und Westfalen. Mit der stetig wachsenden Verwendung von Baumwolle zu Kleidern, Bettzeug u. c. und mit dem ebenso stetig größer werdenden Luxus nahm der Verbrauch von Hanf und Flachs fortwährend ab, und übereinstimmend damit verhielt sich der Rückgang im Spinnen und Weben, sehr zum Nachteil des Landvolks. So ein Kleid aus Zwilch oder Hanftuch hielt weitaus länger als ein solches aus Baumwolle, und so eine neue schwarze Männerkleidung von Hanftuch mit roten Borden am Rockrügen, an den Ärmelaufschlägen und an den Aufzennähten der Hosenstöße war mindestens so schön wie eine solche aus Barchent u. c. Zudem war sie wohlfeiler schon im Anschaffungspreis, da man außer dem Webelohn und dem Färben weiter nichts zu bezahlen hatte als den geringen Taglohn des Schneiders oder der

Nähterin, die man beide auf der Stör hatte. Und dann war sie wohlfeiler, weil sie zwei oder drei andere aushielte und bei sorgfältiger Behandlung jahrelang schön blieb. Für Arbeiter, die schwere und schmutzige Arbeit zu verrichten hatten, z. B. Maurer, Zimmerleute oder für Bauern und andre Feldarbeiter, waren die Zwilchkleider von nicht zu unterschätzendem Vorteil. Ähnlich verhielt es sich mit den Weiberkleidern. So eine Landfrau oder ein Bauernmädchen im blaugefärbten, mit weißen Blümchen bedruckten Linnenkleid war eine ebenso schmucke Erscheinung wie die Stadt dame in Seide und Sammet. Das Linnenkleid hatte bloß den Nachteil: es war nicht mehr — modern. Allerdings wurden durch Vervollkommnung in der Herstellung die Kleider aus Wollstoffen gegen früher wohlfeiler, und so ein Wollentuchkleid wurde nach und nach auch dem Minderbegüterten nicht unerschwinglich; aber zur Arbeit taugte auch dieses nicht so gut als das Hansfleid. So kam es denn, daß man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, d. h. vor ungefähr 50 Jahren, im Thurgau selten noch einen Landmann oder eine Landfrau in Hansfleidern zu sehen bekam. Anders war das im angrenzenden zürcherischen Weinland. Da wurden noch weit länger die rotumsäumten Zwilchröde von den Männern, die blaumbedruckten von Mädchen und Frauen getragen. Ob jetzt noch, weiß ich nicht; ich bezweifle es aber.

Bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts war der Anbau von Flachs und die daraus entstandene Leinwandindustrie, besonders im obern Thurgau, von sehr großer Bedeutung, und es trug dieselbe zum Wohlstand der Bevölkerung ganz wesentlich bei. Namentlich Arbon, Amrisweil und Bischofszell betätigten sich stark in der Leinwandindustrie. Ihr Absatzgebiet war hauptsächlich die nahe Stadt St. Gallen. Es bestand daselbst ein eigenes Haus für den Verkauf von Flachs und dessen Produkten, das sogenannte Tuchhaus oder

die Tuchlaube, eine Art Markt oder Börse, wo die Händler und Bauern aus dem Thurgau jeden Samstag ihre Ware auslegten und feilboten, und wo die Großhändler von St. Gallen, die Männer aus dem Appenzellerlande, aus Graubünden und Vorarlberg ihre Einkäufe machten. Dieser Handel ist jetzt völlig verschwunden, und was etwa noch an Leinwand in Weißwarengeschäften und bei Stückereifirmen vorhanden ist, kommt aus dem Ausland. Fragen wir der Ursache dieses bedauerlichen Untergangs nach, so kann keine andre als die oben angeführte genannt werden, nämlich das Verschwinden der Hanf- und Flachsstoffe aus dem Volksgebrauch. Unsere Großmütter und Urgroßmütter setzten einen Stolz darein, ganze Schränke, Tröge und Kommoden voll linnene Hemden, Strümpfe, Bettanzeuge und Leintücher, Tischtücher und Servietten &c. zu haben. Besuchenden Nachbarinnen, Bekannten oder Verwandten ihre Schätze zu zeigen, ließ sich manch eine derselben nicht nehmen. Wo könnte man jetzt noch so gefüllte Truhen finden? Sicher nirgends. Und wenn ich auch dem überschwenglichen Vorrat nicht das Wort reden will, so muß doch zugegeben werden, daß manche Tochter, manche Sohnsfrau, froh war und es gut brauchen konnte, wofern nach dem Tode der Mutter noch Dutzende von neuen Hemden, Leintüchern, Strumpfsäcken zum Vorschein kamen. Ja, das war doch noch die gute alte Zeit, wenn auch Königin Bertha nicht mehr spann!

In neuester Zeit gewinnt es den Anschein, als ob die Hanf- und Flachsindustrie im benachbarten badischen Lande wieder in Aufnahme kommen wolle. Der badische Frauenverein, der unter der Protektion der Frau Großherzogin steht und von dieser eifrig unterstützt wird, beschäftigt sich nämlich lebhaft mit der Wiederbelebung des Handspinnens; er sucht das durch Abhalten von Spinnkursen, Wettspinnen, Spinnfesten &c. zu erreichen. Aus amtlichen Berichten ergibt sich, daß das

Weben von selbstgesponnenem Garn dort immer weiter um sich greift, und daß zur Zeit im Großherzogtum Baden in 324 Gemeinden 411 Handweber mit der Herstellung von Hanf- und Flachsgeweben beschäftigt sind.

Wäre es nicht möglich, daß auch bei uns so vorgegangen würde? Unsere Felder sind jetzt besser als vor 50 oder 100 Jahren. Hanf und Flachs würden jetzt sicher besser gedeihen als damals. Unsere Landmädchen und Landfrauen hätten jetzt eher Zeit zum Spinnen, da viele von ihren früheren Arbeiten jetzt mit der Maschine angefertigt werden. Die Mechanik würde ohne Zweifel für bessere und mühelose Spinnräder besorgt sein: also alles Dinge, die dem Spinnen zu gute kämen. Das Gleiche wäre beim Weben der Fall.

Wie wäre es, wenn ein Verein angesehener Frauen, dem Beispiel der Großherzogin von Baden folgend, sich der Sache annähme, mit gutem Beispiel voranginge, die verpönten Linnenkleider wieder modern mache durch eigenes Tragen? Was dort möglich ist, sollte bei uns auch möglich sein. Und welcher Segen würde darin liegen, wenn unsre Mädchen wieder mehr für die Häuslichkeit, für das Familienleben und — für die Einfachheit erzogen würden!

